

mimesis

Untersuchungen zu den romanischen Literaturen der Neuzeit
Recherches sur les littératures romanes depuis la Renaissance

Herausgegeben von / Dirigées par
Reinhold R. Grimm, Joseph Jurt, Friedrich Wolfzettel

Frank Wanning

Gedankenexperimente

Wissenschaft und Roman
im Frankreich des 19. Jahrhunderts



Max Niemeyer Verlag Tübingen
1999

Gedruckt mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Wanning, Frank:

Gedankenexperimente : Wissenschaft und Roman im Frankreich des 19. Jahrhunderts /
Frank Wanning. – Tübingen : Niemeyer, 1999
(Mimesis ; 32)

ISBN 3-484-55032-5 ISSN 0178-7489

© Max Niemeyer Verlag GmbH, Tübingen 1999

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Satz und Druck: AZ Druck und Datentechnik, Kempten

Einband: Siegfried Geiger, Ammerbuch

Inhaltsverzeichnis

| | |
|---|-----|
| Vorbemerkung | 1 |
| 1. Literarische Kompensation wissenschaftlicher Autonomie bei Auguste Comte | 11 |
| 1.1. Zur Unvereinbarkeit von Methode und subjektiver Kognition | 11 |
| 1.2. Theoretische Allgemeinheit vs. praktische Besonderheit . . | 28 |
| 1.3. Zur Relativierung des Rationalitätsprimats | 33 |
| 1.4. Wissenschaftliche Rationalität und literarische Praxis | 43 |
| 1.5. Zur ästhetischen Vermittlung von <Wissen> und gesellschaftlicher Praxis | 50 |
| 2. Legitimationsprobleme differenzierter Paradigmen: Hippolyte Taine | 59 |
| 2.1. Zur spezifischen Wahrheit ästhetischer Anthropologie | 65 |
| 2.2. Umbesetzung klassischer Begriffe: <vérité>, <nature>, <beauté> | 79 |
| 2.3. Künstlerische Affektivität und ästhetische Autonomie | 92 |
| 3. Wissenschaftliche und literarische Autonomie: Ernest Renan | 100 |
| 3.1. Zur Komplementarität von wissenschaftlichen und literarischen Darstellungen | 115 |
| 3.2. Wissenschaftlicher Universalismus und literarischer Subjektivismus | 122 |
| 3.3. Probleme wissenschaftlicher Sinnerfahrung | 136 |
| 4. Zur Konzeption einer <rêverie scientifique>: Honoré de Balzac | 144 |
| 4.1. <Société> als systematische Darstellung von Kontingenz | 156 |
| 4.2. Zwischen romantischer und wissenschaftlicher Anthropologie | 174 |
| 4.3. Zum Widerspruch von Typisierung und Intuition | 181 |
| 4.4. Ideographische Darstellung contra Engagement | 188 |

| | |
|--|-----|
| 5. Der Roman als Modell engagierter Wissenschaft: Edmond und Jules de Goncourt | 196 |
| 5.1. Zur Heuristik wissenschaftlicher Erfahrung: Das Problem anthropologischer Konstanten | 214 |
| 5.2. Die Authentizitätsgarantie der «langue littéraire parlée» . . | 226 |
| 6. Zur wissenschaftlichen Hermeneutik der «fantaisie du vrai»: Emile Zola | 238 |
| 6.1. Der «style» als spezifisch literarische Qualität | 254 |
| 6.2. Zur Identität von allgemeiner «morale» und konkreter «vérité»: Zolas Engagement | 264 |
| 7. Zusammenfassung und Schlußfolgerungen | 271 |
| 8. Literaturverzeichnis | 277 |
| Index | 285 |

Vorbemerkung

Die Debatten um das Verhältnis von Wissenschaft und Dichtung reichen bis in die Antike zurück, und das Thema wurde bis in die Gegenwart hinein unter jeweils veränderten Vorzeichen immer wieder aufgegriffen. Schon Platon sprach im ‚Staat‘ von einem «alte(n) Streit [...] zwischen der Philosophie und Dichtkunst»,¹ den er endgültig zugunsten der ersten zu entscheiden und die Vorherrschaft der Philosophie als Universalwissenschaft zu begründen versuchte. – Spätestens seit dieser Zeit ist die Debatte um die Beziehungen von Wissenschaft und Dichtung zum festen Bestandteil abendländischer Geistes- und Kulturgeschichte geworden, die unter veränderten historischen Bedingungen und gewandelten Begriffsbestimmungen in immer neuen Facetten und Perspektiven wieder aufgegriffen wurde. Im Mittelpunkt der Auseinandersetzungen steht dabei jedoch konstant die Frage nach dem Wahrheitsgehalt wissenschaftlicher und literarischer Schriften.² In der rückwärtsgewandten Perspektive spitzen sich die Debatten seit der Epoche der Aufklärung insofern zu, als die bis dato vergleichsweise geringe Trennschärfe der Bereiche ‚Wissenschaft‘, ‚Moral‘ und ‚Kunst‘ durch die markante institutionelle Trennung der drei Bereiche festgeschrieben wurde,³ womit die Diskussion seit dem 18. Jahrhundert an Schubkraft gewinnt. Für das 19. Jahrhundert darf von der vollzogenen Trennung der drei Bereiche ausgegangen werden, wodurch freilich die gegenläufige Diskussion um ihre Versöhnung initiiert wird.

An diesem historischen Punkt setzen die nachfolgenden Untersuchungen ein. An ausgewählten Paradigmen der französischen Wissenschafts- und Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts sollen repräsentativ zentrale Argumentationslinien und -muster rekonstruiert und in ihren wechselseitigen Bezügen dargestellt werden. Hierzu erscheint es sinnvoll, die Vertreter der ‚Wissenschaft‘ zunächst getrennt von den Vertretern der

¹ Platon, *Politeia* (607b), zit. n. der Übersetzung von Friedrich Schleiermacher.

² Zur historischen Aufarbeitung des Zusammenhangs von Wissenschaft und Literatur seit der Antike, cf. Heinz Schlaffer, *Poesie und Wissen*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1990.

³ Jürgen Habermas definiert den Beginn der Moderne mit Bezug auf Max Weber dadurch, daß die «substantielle Vernunft in drei Momente auseinandertritt», die er als «Wertphären Wissenschaft, Moral und Kunst» definiert. Den Anfang dieses Prozesses sieht er in der Aufklärung. (Cf. J. Habermas, ‚Die Moderne – ein unvollendetes Projekt‘, in: Id.: *Kleine politische Schriften I–IV*, Bd. 1, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1981, p. 452). Die vorgestellten Debatten müssen sich durch die institutionelle Trennung zwangsläufig verschärfen.

«Kunst/Literatur» zu betrachten, da die Diskussion in beiden Bereichen eine eigene Dynamik entwickelte und die jeweiligen Bezüge und Mißverständnisse erst aus dem jeweiligen Diskussionskontext heraus transparent gemacht werden können. Aus diesem Grunde sollen im folgenden zunächst zentrale Texte Auguste Comtes, Hippolyte Taines und Ernest Renans betrachtet werden, bevor die in unserem Zusammenhang relevanten Aussagen Honoré de Balzacs, Edmond und Jules de Goncourt sowie Emile Zolas untersucht werden. Erst aus der Analyse des Diskussionsprozesses heraus werden die teilweise paradoxen Bestimmungen und Ausführungen verständlich, die den Debatten der Epoche die ihnen eigene Dynamik verleihen.

Bereits die Aufzählung der Paradigmen verdeutlicht die relative Heterogenität sowohl des Wissenschafts- als auch des Kunstbegriffs im 19. Jahrhundert. Die Wortführer auf seiten der «Wissenschaft» – die sich alle dem Impetus universeller Erklärung verschrieben haben – definieren ihr Selbstverständnis im wesentlichen aus den Gesellschaftswissenschaften, die zu dieser Zeit entstehen. Auf seiten der Künstler und Autoren ist demgegenüber eine explizit naturwissenschaftliche Orientierung zu verzeichnen. Autoren wie Balzac und Zola berufen sich plakativ auf führende Physiker, Chemiker und vor allem Biologen ihrer Epoche; ihre Argumentationen knüpfen jedoch – wie im folgenden zu zeigen sein wird – weit mehr an die Thesen und Argumentationen der Sozialwissenschaften als an die der Naturwissenschaften an. Nicht zuletzt der gemeinsame Gegenstand – die gesellschaftliche Wirklichkeit der Epoche – führt zu vielfältigen Überschneidungen in den Argumentationen. Schließlich bleibt die Forderung, die Trennung von Wissenschaft und Kunst/Literatur zu überwinden, nicht auf die Schriftsteller beschränkt: Auch die vorgestellten Gesellschaftswissenschaftler fordern die Versöhnung der getrennten Institutionen zu beiderseitigem Nutzen. Die Argumentation auf beiden Seiten ist dabei oft von der wechselseitigen Überschätzung der jeweils anderen Seite geprägt.

Unter hermeneutischen Gesichtspunkten muß diese Untersuchung davon ausgehen, daß die Diskussion um das Verhältnis von Wissenschaft und Literatur im 20. Jahrhundert mit auffallend geringer Intensität geführt wird. Stellvertretend für die überwiegende Mehrheit von Wissenschaftstheoretikern sei hier nur Wilhelm Diltheys Feststellung der strikten Trennung von Geistes- und Naturwissenschaften⁴ angeführt, die sich fest etabliert hat und alle Fragestellungen, die auf diesen Sachverhalt zie-

⁴ In seiner «Einleitung in die Geisteswissenschaften» wendet sich Dilthey insbesondere gegen Auguste Comte und John Stuart Mill, denen er vorwirft «die geschichtliche Wirklichkeit zu verstümmeln, um sie den Begriffen und Methoden der Naturwissenschaften anzupassen.» (Cf. W. Dilthey, *Gesammelte Schriften*, Bd. 1, S. XVII (Vorrede zur «Einführung in die Geisteswissenschaften»), Leipzig u.a.: Teubner 1914–1920).

len, als überflüssig erscheinen läßt. Dem Bedeutungs- und Prestigegewinn insbesondere der Naturwissenschaften nach der Aufklärung korrespondiert in der Literatur die allmähliche Herausbildung eines modernen Fiktionalitätsbegriffs, der einen eigenständigen Erkenntniswert für sich reklamiert. Hierdurch verschärft sich der Gegensatz zusätzlich. Gegenüber dieser Einstellung möchte ich die historischen Auseinandersetzungen in ihrer ganzen Komplexität rekonstruieren, um die Entstehung des gegenwärtigen Kunst- und Literaturverständnisses aufarbeiten zu können.

Bei aller Verschiedenheit im Detail zeigen die an den Debatten Beteiligten die Tendenz, grundsätzlich und nicht historisch zu argumentieren: Die Frage, ob ‹Wissenschaft› und ‹Literatur› zu trennen oder zu vermitteln sind, wird als entscheidbares Problem und nicht als historische Setzung aufgefaßt. Hieran hat sich bis heute wenig geändert. Auf dem derzeitigen Stand der Diskussion lassen sich zwei voneinander abweichende Auffassungen unterscheiden. Die Vertreter der kleineren Gruppe gehen davon aus, daß eine Synthese von wissenschaftlichem und literarischem Diskurs potentiell möglich ist. Hierbei berufen sie sich in der Regel auf historische Beispiele, wie z. B. Harald Weinrich, der mit Bezug auf Zola feststellt, daß dieser die Welt der Pariser Markthallen ‹mit wissenschaftlichem Ethos studiert› habe.⁵ Weinrichs Beobachtungen beschränken sich dabei aber keineswegs nur auf einen einzelnen Autor. Vielmehr stellt er in allgemeiner Form fest:

[...] daß sich um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Literatur, insbesondere der Roman als führende Prosagattung, immer stärker an die Wissenschaft anzulehnen trachtete. Es war zunächst (im Realismus) eine biologisch orientierte Gesellschaftslehre, dann (im Naturalismus) eine medizinisch orientierte Naturwissenschaft. Die methodisch gelenkte Beobachtung gilt dabei als Grundlage aller wissenschaftlichen Methoden.⁶

Die Gemeinsamkeit von literarischer und wissenschaftlicher Darstellung wird in der methodischen Reglementierung von Erfahrungsprozessen gesucht, die beiden gemeinsam zugrunde liegen soll. Dabei übersieht nicht nur Weinrich, daß die jeweiligen normativen Ansprüche sowohl inhaltlich als auch formal nicht kongruent sind und darüber hinaus in unterschiedlichen Begründungstraditionen stehen.

Auf der anderen Seite der Debatte um das Verhältnis von Wissenschaften und Literatur befinden sich die zahlenmäßig überlegenen Skeptiker, die an der Möglichkeit einer Synthese grundsätzliche Zweifel anmelden. Ihre Argumentationen überschneiden sich vielfältig und lassen sich auf bestimmte Kernaussagen reduzieren. Stellvertretend für viele andere un-

⁵ H. Weinrich, ‹Das Zeichen des Jonas. Über das sehr Große und das sehr Kleine in der Literatur›, in: Id., *Literatur für Leser. Essays und Aufsätze zur Literaturwissenschaft*, München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1986, p. 48.

⁶ H. Weinrich, ‹Baudelaire-Lektüre›, in: Id., *Literatur für Leser. Essays und Aufsätze zur Literaturwissenschaft*, op. cit., p. 105.

terstreicht Aldous Huxley die unterschiedlichen Erfahrungswirklichkeiten des Wissenschaftlers und des Künstlers. Zu den Darstellungen der Kunst heißt es:

Die Welt, mit der sich die Literatur befaßt, ist die Welt, in der Menschen geboren werden, darin leben und schließlich sterben; [...] die Welt aller Arten sozialen Drucks und individuellen Trieb, des Zwistes von Vernunft und Leidenschaft, der Instinkte und Konventionen, gemeinsamer Sprache und mit niemanden teilbarer Gefühle und Empfindungen.⁷

Die Erfahrungswirklichkeit des Künstlers zeigt in dieser Bestimmung deutliche Anzeichen von Selbstbezüglichkeit und ist sowohl hinsichtlich der Darstellungen einzelner Individuen als auch größerer sozialer Strukturen emotional geprägt. Huxleys Definition deckt sich in auffälliger Weise mit den traditionellen Gattungsbestimmungen des Romans, sowohl was die Schilderung des gesellschaftlichen Lebensraums als auch was die Subjektivität der Darstellung angeht. – Den Erfahrungen des Wissenschaftlers spricht er demgegenüber ganz andere Qualitäten zu:

Der Chemiker, der Physiker und der Physiologe sind Bewohner einer von Grund auf verschiedenen Welt – nicht des Universums gegebener Erscheinungen, sondern der Welt erschlossener, äußerst feiner Strukturen; nicht der Erfahrungswelt einzigartiger Ereignisse und mannigfaltiger Eigenschaften, sondern der Welt quantifizierter Regelmäßigkeiten.⁸

Die Erfahrungswirklichkeit des Wissenschaftlers ist in Huxleys Definition durch rationale Abstraktion und kausale Erklärungsmuster geprägt, so daß es mit der subjektiven Erfahrungswirklichkeit des Künstlers keine gemeinsamen Berührungspunkte geben kann. Auf die formalen und stilistischen Unterschiede kommt er nicht zu sprechen.

Ein zweites Argument für die Differenz von Wissenschaft und Literatur finden wir exemplarisch bei Frédéric Amrine entwickelt. Er geht in seinen Untersuchungen von einer grundsätzlichen Entwicklungsdifferenz beider Darstellungsformen aus:

⁷ A. Huxley, *Literatur und Wissenschaft*, München 1963, p. 14.

⁸ Ib. – Die Wirklichkeitsnähe als Kriterium wissenschaftlicher Darstellungen hebt in vergleichbarer Weise auch Ernst Mach hervor: «Außer dem physikalischen Experiment gibt es noch ein anderes, welches auf höherer Stufe in ausgedehntem Maße geübt wird – das Gedankenexperiment. Der Projektmacher, der Erbauer von Luftschlössern, der Romanschreiber, der Dichter sozialer oder technischer Utopien experimentiert in Gedanken. Aber auch der solide Kaufmann, der Erfinder, der Forscher tut dasselbe. Alle stellen sich Umstände vor und knüpfen an diese Vorstellung die Erwartung, Vermutung gewisser Folgen; sie machen eine Gedankenerfahrung. Während aber die ersteren in der Phantasie Umstände kombinieren, die in Wirklichkeit nicht zusammentreffen, oder diese Umstände von Folgen begleitet denken, welche nicht an dieselben gebunden sind, werden letztere, deren Vorstellungen gute Abbilder der Tatsachen sind, in ihrem Denken der Wirklichkeit sehr nahe bleiben [...]» (E. Mach, *Erkenntnis und Irrtum. Skizzen zur Psychologie der Forschung*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1976, p. 186sq).

Concurrent with the acceptance of science as a part of culture came the conviction that science also possessed a unique cultural autonomy: no other product of Western history seemed so ahistorical and thus immune to the vicissitudes of cultural change.⁹

Im Unterschied zu künstlerischen Ausdrucksformen, die einem beschleunigten epochalen Wandel unterliegen, der unmittelbar gesellschaftlich determiniert ist, zeigt sich die Autonomie der Wissenschaften nach Amrine gerade in der Kontinuität und Stabilität ihrer Erkenntnismethoden. Zwischen dem historischen und dem unhistorischen Medium soll es keine Berührungspunkte geben. – Vom gegenwärtigen Stand der ästhetischen und wissenschaftstheoretischen Debatten aus ist es leicht, die konventionellen Stereotype tradierter Poetologien und Wissenschaftsbegriffe hinter Huxleys und Amrines Definitionen zu erkennen, die von der jeweiligen Praxis bereits überholt worden sind. Nicht nur die Wissenschaften haben sich mit der Formulierung neuer Theorien, insbesondere der Quantentheorie, vom Modell kausaler Erklärung und der klassischen Physik verabschiedet und damit zugleich ein Bewußtsein ihrer eigenen Historizität ausgebildet,¹⁰ auch die Literatur hat den romantischen Subjektivitätsprimat durch zahlreiche neue Literaturformen, wie z.B. Dokumentarspiele und den *Nouveau Roman*, hinter sich gelassen. Dieses Argument wird also durch neuere wissenschaftsgeschichtliche und ästhetische Theorien entkräftet, denen zufolge sich die Axiomatik der einzelnen Wissenschaften ebenso grundsätzlich ändert wie die Basis poetologischer Reflexion.¹¹

Aufgrund der wissenschaftsgeschichtlichen Dominanz der zuletzt genannten Auffassung kam es zu einer «Vernachlässigung der wechselseitigen Bezugsverhältnisse», und auch gegenwärtig fehlt es an ausführlichen Untersuchungen zum Verhältnis von Natur- und Gesellschaftswissenschaften und Literatur.¹² Dennoch gibt es schon seit längerem Ansätze zur Überwindung des Gegensatzes und zur Neuformulierung des wechselseitigen Verhältnisses beider Darstellungsformen. Zwischen den Vertretern der synthetischen Anschauung und den Repräsentanten der Heteronomieposition vermittelt richtungweisend Theodor W. Adorno, der ein Modell wechselseitiger Partizipationen konstruiert, ohne daß «Wissenschaft» und «Kunst» deshalb als Einheit gedacht werden müssen. Sie können im Gegenteil ihre spezifischen Eigenarten beibehalten:

⁹ F. Amrine, *Literature and science as modes of expression*, Dordrecht: Kluwer 1989, p. XIV.

¹⁰ Cf. hierzu etwa. W. Heisenberg, *Wandlungen in den Grundlagen der Naturwissenschaft, 10 Vorträge*, Stuttgart: Hirzel 1980 und C. F. von Weizsäcker, *Zum Weltbild der Physik*, Stuttgart: Hirzel 1973.

¹¹ Cf. zu diesem Problem auch Thomas S. Kuhn, *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1967.

¹² Die vorliegenden Untersuchungen widmen sich meist einzelnen Autoren oder ausgewählten Epochen wie z.B. K. Richter, *Literatur und Naturwissenschaft. Eine Studie zur Lyrik der Aufklärung*, München: Fink 1972, p. 16.

So tief – und weithin noch dunkel – der Anteil der Wissenschaft an der Entfaltung der künstlerischen Produktivkräfte ist; so sehr gerade durch der Wissenschaft abgelernte Methoden Gesellschaft in die Kunst hineinreicht, so wenig wird darum doch die künstlerische Produktion, und wäre es die eines integralen Konstruktivismus, wissenschaftlich. [...] Wissenschaft und Kunst sind nicht zu verschmelzen, aber die in beiden geltenden Kategorien sind nicht absolut verschieden.¹³

Adornos Konzeption vermittelt insofern zwischen den traditionellen antagonistischen Positionen, als sie erlaubt, die Eigenständigkeit beider Diskurse mit der Möglichkeit gegenseitiger Beeinflussung zusammenzudenken. Beide Darstellungen rekurrieren auf eine vergleichbare Axiomatik, die sie jedoch unterschiedlich interpretieren und in die Praxis umsetzen. Auf der Grundlage dieser Bestimmungen ist es möglich, den tatsächlichen Zusammenhang beider Diskursformen historisch aufzuarbeiten und zu dokumentieren.¹⁴

Das historische Wechselverhältnis von «Wissenschaft» und «Kunst» soll in der vorliegenden Untersuchung *nicht* als grundsätzliches Problem, sondern als Diskussionsprozeß paradigmatisch für das 19. Jahrhundert rekonstruiert werden. Als Arbeitshypothese für die Untersuchung von kunst- und wissenschaftstheoretischen Schriften ist davon auszugehen, daß beide Diskursformen eine gemeinsame Intention teilen, die zu einer wechselseitigen Befruchtung geführt hat, ohne daß sie ihre jeweilige Identität aufgegeben hätten. – Der angegebene Zeitraum bietet sich schon deshalb an, weil sowohl auf Seiten der positivistischen Wissenschaftstheorie als auch auf Seiten der realistischen und naturalistischen Autoren die Nähe zum jeweils anderen Diskurs explizit gesucht wurde. Die unterschiedliche Auslegung identischer Begriffe kann aber bereits an der Differenz von theoretischem Anspruch und praktischer Umsetzung abgelesen werden: Der theoretisch proklamierten Identität von Wissenschaften und Kunst entspricht weder die literarische noch die wissenschaftliche Praxis. Sowohl der literarische als auch der wissenschaftliche Diskurs zeigen sich von den theoretischen Debatten weitgehend unbeeinflusst, so daß sich eine Analyse von Romanen im Rahmen dieser Fragestellung erübrigt. Die vergleichende Interpretation und die Erarbeitung

¹³ Th. W. Adorno, *Ästhetische Theorie*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1970, p. 343sq.

¹⁴ Als besonders anschauliche Epoche für das behauptete Wechselverhältnis führt Adorno nicht zufällig nach 19. Jahrhundert an: «Im neunzehnten Jahrhundert fungierten naturwissenschaftliche Erklärungen als das seiner selbst unbewußte Agens von Kunst. Die Affinität rührte daher, daß die ratio, auf welche die in jener Epoche fortgeschrittenste Kunst reagierte, keine andere war als die in den Naturwissenschaften wirksame. Während in der Geschichte der Kunst ihre szientifischen Theoreme abzusterben pflegen, hätten ohne sie die künstlerischen Praktiken ebensowenig sich ausgebildet, wie sie umgekehrt aus jenen Theoremen zureichend sich erklären.» (Th. W. Adorno, *Ästhetische Theorie*, op. cit., p. 502).

der wechselseitigen theoretischen Bezüge trägt vielmehr dazu bei, einen bedeutenden Aspekt der Entwicklung des modernen Kunst- und Literaturverständnisses zu erklären.

Unter der in Anlehnung an Adorno formulierten Arbeitshypothese gilt es mithin, das historische Selbstverständnis führender Gesellschaftswissenschaftler und Autoren getrennt zu verfolgen, um die jeweiligen Defizite des eigenen sowie die hypostasierten Anknüpfungsmöglichkeiten zum jeweils fremden Diskurs zu eruieren. Drei Aspekte sind in diesem Zusammenhang in den Vordergrund zu stellen: Den ersten möchte ich den *intentionalen Aspekt* nennen: Die Entwicklung des wissenschaftlichen Positivismus soll dabei als Reaktion auf den Verlust ganzheitlicher Erfahrungszusammenhänge in der Nachfolge der Französischen Revolution verstanden werden. In seinem Streben nach universalistischer Erfahrung versucht der Positivist unter anderem, die sozialen Legitimationsdefizite zu kompensieren und auf diese Weise zur Stabilität der gesellschaftlichen Ordnung beizutragen. Sein Interesse trifft sich mit tradierten literarischen Darstellungsinteressen, die auf die Erschließung gesellschaftlichen Sinns zielen. Aus ihrem gemeinsamen Erklärungsanspruch heraus ergeben sich erste Berührungspunkte. – Neben dem gemeinsamen Interesse an zusammenhängenden und ganzheitlichen Darstellungen bietet zweitens der *inhaltliche Aspekt* der Menschenbetrachtung ein gemeinsames Arbeitsgebiet. Aus der ursprünglichen Konkurrenz von biologisch-anthropologischen Analysen einerseits und literarisch-narrativer Protagonistengestaltung andererseits entwickelt sich ein theoretisches Kooperationsmodell, das vornehmlich den Roman auf die Gestaltung autobiographischer und innerlicher Erfahrungen verpflichtet. – Unter *funktionalen Aspekten* legt drittens die gesellschaftspolitische Selbstverpflichtung der Wissenschaften und das literarische Engagement die Verbindung beider Bereiche nahe.

Wissenschaftsgeschichtlich gesehen gilt das 19. Jahrhundert generell als Epoche des Positivismus. Als zentraler Gedanke dieses Wissenschaftsverständnisses muß neben dem Objektivitätsstreben in erster Linie das Interesse an einer universalistischen Deutung aller Einzelphänomene in einem geschlossenen Erklärungsmodell angesehen werden. Bereits Hugo Friedrich ging davon aus, daß «[...] der wissenschaftliche Positivismus [...] auf der Überzeugung von der totalen Erklärbarkeit des Weltganzen wie des Menschen beruht [...]»¹⁵ In die gleiche Richtung weisen die Beobachtungen T. C. Pollocks, der die Wissenschaften seit dem 19. Jahrhundert von keiner anderen Absicht als dem Wunsch geprägt sieht, «to understand

¹⁵ H. Friedrich, *Die Struktur der modernen Lyrik. Von der Mitte des neunzehnten bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts*, Hamburg: Rowohlt 1956, p. 60. – Wenn Friedrich aus dieser zutreffenden Beobachtung anschließend jedoch die Schlußfolgerung zieht, daß diese Einstellung «die geheimnisbedürftigen künstlerischen und seelischen Kräfte erstickt» (cf. ib.), geht dies am ästhetischen Folgenreichtum dieser Theorie vorbei.

the nature of the universe».¹⁶ Um ihr Ziel zu erreichen, ging ihr wissenschaftlicher Erfahrungsbegriff von einer streng rationalen Methode sowie begrifflichen Abstraktionsverfahren aus. – Dem wissenschaftlichen Streben nach globaler Gesellschaftserfahrung entspricht auf literarischer Seite der Auftrag zur Sinnerkenntnis. Die Erfahrung gesellschaftlichen Sinns setzt jedoch Subjektivität ebenso voraus wie die Vorstellung gesellschaftlicher Ganzheit:

Sinn ist dasjenige, in welchem und durch das wir Gegenständliches erleben, er ist aber niemals im gleichen Sinne selbst Gegenstand, wie der in ihm erlebte Gegenstand es ist. Das sinnhafte Erleben des Gegenstandes aber ist ein Wissen und ein Werten. «Wissend» erfasse oder bestimme ich den Gegenstand, wertend nehme ich zu ihm Stellung. Im Sinne der angedeuteten grundlegenden Gegensätzlichkeit von Sinn und Gegenstand müssen wir sagen: Sinn ist, wenigstens relativ zu dem Gegenstand, den er erfäßt, spezifisch subjektiv.¹⁷

Das wissenschaftliche Versprechen universalistischer Erfahrung konnte vor dem Hintergrund des ästhetischen Auftrags zur gesellschaftlichen Sinnerschließung nicht ohne Folgen für die literarische Praxis bleiben. Das Verhältnis von subjektiv-alltagsweltlicher – und wissenschaftlicher Erfahrung wuchs zu einem zentralen Thema ästhetischer Theoriebildung heran. Aus dem Gegensatz der Intersubjektivität rationaler Abstraktion und der subjektiven (literarischen) Erfahrung ergab sich eine folgenreiche ästhetische Debatte, die ausgehend von Auguste Comte über Hippolyte Taine bis zu den Brüdern Goncourt und Emile Zola in zahlreichen Variationen fortgesetzt wurde und deren spezifische Aporien der Entwicklung der Romantheorie im 19. Jahrhundert entscheidende Impulse gaben.

Unter anthropologischen Gesichtspunkten entwickelte Comte das Menschenbild eines defizitären Subjekts, dessen Erfahrungsmöglichkeiten begrenzt sind und das sich deshalb der rationalen wissenschaftlichen Methode zu unterwerfen habe. Gleichzeitig hatten sich Subjektivität als literarischer Darstellungsgegenstand und formale ästhetische Ausdrucksqualität zu Beginn des 19. Jahrhunderts bereits fest etabliert, so daß es für Comte nahe lag, in seiner Theorie auf Kunst und Literatur zurückzugreifen. Literarischer Subjektivismus ist für ihn zunächst jedoch nur insoweit zu akzeptieren, als er der Vermittlung wissenschaftlicher Erfahrungen an eine breite Öffentlichkeit dient. Mit diesem Schritt öffnete er den

¹⁶ T. C. Pollock, *The nature of literature. Its relation to science, language and human experience*, New York: Gordian Pr. 1970, p. 78.

¹⁷ P. Hofmann, «Das Verstehen und seine Allgemeingültigkeit», in: *Jahrbuch für Charakterologie* 4 (1929), p. 6. – Auf die spezifischen Probleme der Wissenschaften, gesellschaftlichen Sinn zu erschließen, weist auch Lothar Bredella hin: «Wenn Sinn in der Interaktion von Subjekt und Objekt entsteht, können wir jetzt auch begreifen, daß er im Rahmen des empirischen Erfahrungsbegriffs nicht existiert.» (Cf. L. Bredella, *Das Verstehen literarischer Texte*, Stuttgart u.a.: Kohlhammer 1980, p. 96).

Affekten und der menschlichen Triebnatur allerdings eine Tür, durch die die literarischen Darstellungen bereits in seinem Spätwerk erheblich aufgewertet wurden. Neben der Entwicklung neuer Darstellungsformen, wie z. B. den Physiologien, die sich als neue Gattung zwischen wissenschaftlichem und literarischem Diskurs etablierte,¹⁸ kommen die romantischen Literaturbestimmungen dem positivistischen Interesse auf zweierlei Weise entgegen: erstens liefern sie hinreichend aufbereitetes Material für wissenschaftliche Anschlußforschungen; zweitens bieten sie selbst als Analyseinstrumente zur Erkundung von Subjektivität Erfahrungen, die den auf sich selbst gestellten Wissenschaften nicht möglich sind. Den menschlichen Affekten – und damit auch der durch sie geprägten Literatur – wird schließlich sogar eine eigene Erfahrungsqualität zugestanden, die zur Entwicklung des modernen Fiktionsbegriffs beiträgt.

Als einer der kontroversesten Aspekte in den Debatten um das Verhältnis von wissenschaftlicher und literarischer Darstellung darf die gesellschaftliche Funktionsbestimmung von Wissenschaft und Literatur gelten. Während für Comte die gesellschaftspolitische Verpflichtung und der instrumentelle Charakter beider Darstellungen außer Frage stand, geht Taine von der Funktionslosigkeit und strikten Trennung der Paradigmen aus, bevor Renan schließlich versucht, zwischen den scheinbar unvereinbaren Positionen zu vermitteln und den Nachweis zu erbringen, daß die Funktionslosigkeit von Wissenschaft und Kunst paradoxerweise die Voraussetzung für ihren tatsächlichen gesellschaftlichen Folgenreichtum ist. – Auf Seiten der Autoren ist die Frage nach dem gesellschaftlichen Engagement zwar weitgehend unumstritten, doch weichen die hierfür vorgeschlagenen künstlerischen Verfahren erheblich voneinander ab. Entgegen der offensiv vorgetragenen Wirkungsabsicht münden insbesondere die Reflexionen der Brüder Goncourt und Zolas in einen Primat der Subjektivität und der ästhetischen Form, welcher – entgegen der proklamierten Absicht – gleichsam den Autonomiestatus von Kunst und Literatur in der Moderne vorbereitet.

Entsprechend ihrer jeweiligen Vorgaben wurden identische Begriffe in wissenschaftlichen und ästhetischen Zusammenhängen unterschiedlich ausgelegt. Dies führte zu einer Reihe äußerst produktiver Mißverständnisse und zu jeweils eigenständigen Entwicklungen in Kunst und Wissen-

¹⁸ Die literarische Mode der Physiologien erlebte ihre kurze Blütezeit in den Jahren 1840 bis 1842. Als literarische Gattung «lehnen sie sich in methodischer Hinsicht gern an wissenschaftliche Verfahren an: Es wird beobachtet und analysiert wie in den Naturwissenschaften.» (Cf. H.-R. van Biesbrock, *Die literarische Mode der Physiologien in Frankreich (1840–42)*, Frankfurt/M., Bern, Las Vegas: Lang 1978, p. 34). Als neue und kurzlebige Gattung sollen die Physiologien im Zusammenhang unserer Fragestellung nicht näher untersucht werden. Sie sind jedoch ein weiteres Zeugnis für das zeitgenössische Interesse an der Versöhnung von Wissenschaft und Kunst.

schaft. Die immer wieder erklärten Absichten, Literatur zu «verwissenschaftlichen», führten, aus der historischen Distanz heraus betrachtet, auf zahlreiche Wege und Umwege, auf denen der Roman zu einer der bedeutendsten Gegenwartsgattungen avancierte und Literatur gesellschaftliche Autonomie errang.

1. Literarische Kompensation wissenschaftlicher Autonomie bei Auguste Comte

1.1. Zur Unvereinbarkeit von Methode und subjektiver Kognition

Comtes Wertschätzung für die von ihm begründeten sogenannten positiven Wissenschaften gehört zu den Konstanten seines Denkens, während seine Beurteilung von Kunst und Literatur sich in markanter Weise verändert. Beide Urteile hängen unmittelbar von seinem Gesellschaftsbild ab, in dem Wissenschaft und Literatur zunächst unterschiedliche Aufgaben zugewiesen werden. Wenn Comte die französische Gesellschaft des 19. Jahrhunderts analysiert, verbindet er in auffälliger Weise skeptische Gegenwartskritik mit optimistischer Zukunftserwartung. In zahlreichen Abhandlungen beschreibt er die Verfassung der zeitgenössischen Gesellschaft mit Begriffen wie «Chaos», «Desorganisation» oder «Unordnung» und versucht, die Krisensymptome auf einige wenige Ursachen zurückzuführen. Bereits in seiner frühen Schrift «*Considérations sur le pouvoir spirituel*» (1826) diagnostizierte er ein verbreitetes «*chaos moral*» sowie einen «*égoïsme*»,¹ der maßgeblich zur Auflösung der politischen Ordnung beiträgt und den Bestand der Gesellschaft insgesamt gefährdet. Die von Comte beschriebenen sozialen Umstrukturierungsprozesse und Legitimationsprobleme verweisen auf einen umfassenden normativen Orientierungsverlust, der vom heutigen Standpunkt aus als spezifisch moderne Erfahrung beschrieben werden kann und der zugleich konkrete ereignisgeschichtliche Ursachen hat. Als Konsequenz der sich überstürzenden Ereignisse und des raschen gesellschaftlichen Wandels in der Folge der Französischen Revolution verzeichnet nicht nur die französische Gesellschaft eine bislang unbekannte Instabilität sozialer Institutionen und einen Mangel an festen normativen Wertmaßstäben. In dieser Hinsicht sind Comtes Überlegungen typisch für die gesamte nachrevolutionäre Sozialtheorie.² Politische Institutionen haben für Comte zwar stets nur vorübergehende Bedeutung («*pouvoir temporel*»³), doch sieht er in ihrem immer

¹ A. Comte, «*Considérations sur le pouvoir spirituel*», in: Id., *Ecrits de jeunesse 1816–1828 suivis du mémoire sur la cosmogonie de Laplace 1835*. Textes établis et présentés par Paulo E. de Berrêdo Carneiro et Pierre Arnaud, Paris: Ecole Pratique des Hautes Etudes and Mouton 1970, p. 369.

² W. Lepenies betrachtet die Soziologie zu Beginn des 19. Jahrhunderts als «Ausdruck des Zeitgeistes» und stellt fest, daß sie selbst «lediglich das auffallendste Symptom einer Zeit (war), die aus den Fugen geraten war.» (Cf. W. Lepenies, *Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1988, p. 77). Auch wenn sich Lepenies nicht direkt auf

rascheren Verfall ein Symptom für tieferliegende Probleme, die das soziale Selbstverständnis überhaupt erschüttern und jede gesellschaftliche Legitimation in Frage stellen. – Gelangt er auf diese Weise zu einer spezifischen Sozialkritik und skeptischen Einschätzung der gesellschaftlichen Situation seiner Zeit, lassen sich in der Schrift aus dem Jahre 1826 aber auch optimistische Züge finden, die sich an der explizit formulierten Hoffnung auf eine «*amélioration générale des conditions*» oder an der Erwartung eines «*adoucissement universel des mœurs, résultant du perfectionnement de la civilisation*»⁴ erkennen lassen. Der offensichtliche Widerspruch von skeptischer Zivilisationskritik und optimistischer Zukunftserwartung, der sich bei der ersten Lektüre aufdrängt, kann als Ausgangspunkt für die nachfolgenden Überlegungen dienen, die den Zusammenhang von Comtescher Wissenschaftskonzeption und Comtescher «Politik» erhellen sollen.

Die Krisenerfahrungen des beginnenden 19. Jahrhunderts und die Erschütterungen in der Folge der Französischen Revolution haben, wie vielfach nachgewiesen werden konnte, einen bisher nicht gekannten politischen Legitimationsdruck hervorgerufen. Durch den Geltungsverlust traditioneller Herrschaftsstrukturen und religiöser Weltbilder wuchs zwangsläufig der Bedarf an neuen Erklärungs- und Rechtfertigungsmodellen der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Comte selbst führt die Legitimationsdefizite seiner Epoche auf verschiedene Ursachen zurück, deren gemeinsamer Nenner in der fortschreitenden Differenzierung gesellschaftlicher Institutionen liegt. Parallel zur ständig weiter voranschreitenden Aufspaltung weltlicher Herrschaft treten auch in den Wissenschaften verschiedene konkurrierende Disziplinen hervor, die – jede für sich – das Ganze der Gesellschaft nicht mehr erfassen können. Angesichts dieser Spezialisierung der Wissenschaften auf immer kleinere Erfahrungsbereiche fordert Comte im «*Discours sur l'ensemble du positivisme*» (1848) eine neue, systematische Wissenschaft: «*Une systématisation réelle de toutes les pensées humaines constitue donc notre premier besoin social, également relatif à l'ordre et au progrès*».⁵ In diese Lücke universeller Deutungsansprüche konnten die im einzelnen sehr erfolgreichen Naturwissenschaften auf der Basis ihrer interdisziplinären Logik vorstoßen. Comtes pragmatisches Postulat einer übergreifenden wissenschaftlichen Interpretation der gesellschaftlichen Ordnung ergibt sich unmittelbar aus seinen ursächlichen Analysen der sozialen Krisen seiner Zeit. Wenn soziale Sinnverluste

Comte beruft, bestätigt dessen Skepsis seine Thesen in besonders anschaulicher Weise.

³ A. Comte, *Considérations sur le pouvoir spirituel*, op. cit., p. 361.

⁴ Cf. ib., p. 369.

⁵ A. Comte, «*Discours sur l'ensemble du positivisme*», in: Id., *Œuvres en 12 volumes avec une introduction de Sylvain Pérignon*, Paris: Editions Anthropos 1968 (à la base de l'édition Paris, 1892), Bd. 7, p. 2.

als Ergebnis der fortschreitenden Differenzierung ehemals ganzheitlicher Erfahrungszusammenhänge verstanden werden, bieten sich die – im damaligen Verständnis – einheitlich auf der Grundlage von Logik und empirischer Beobachtung überaus erfolgreich operierenden Naturwissenschaften⁶ als Basis einer neuen übergreifenden Wissenschaft an, die die Gesellschaft als Ganze erneut in den Blick nehmen und rechtfertigen kann. Comte setzt an dieser Stelle voraus, daß Wissen und Handeln eine Einheit bilden. Daß dabei theoretisches Wissen und gesellschaftliche Praxis gleichgesetzt werden, mutet vom heutigen Standpunkt aus sicher als naiv an. Aus der bloßen Akkumulation wissenschaftlicher Erfahrung kann nicht umstandslos auf soziale Umstrukturierungsprozesse geschlossen werden. Die komplexen Vermittlungen von ‚Wissenschaft‘ und ‚Politik‘ konnten im 19. Jahrhundert, d.h. in der Phase ihrer Ausdifferenzierung, noch nicht in den Blick genommen werden. Nach dem historischen Scheitern traditioneller gesellschaftlicher Legitimationen verspricht in Comtes Auffassung nur eine neue, systematische Wissenschaftskonzeption den Weg zu einer neuen ‚positiven‘ Gesellschaftsordnung zu öffnen. Zu diesem Zweck müssen sich die Einzelwissenschaften jedoch verändern und einheitlich nach dem naturwissenschaftlichen Modell organisieren. Die neue positive Wissenschaft ist für Comte somit von Anfang an fest mit der Gesellschaft verknüpft und funktional auf die Rechtfertigung ihrer Institutionen bezogen.

Neben der Unfähigkeit der bestehenden Einzelwissenschaften, die neuen gesellschaftlichen Verhältnisse zu analysieren und zu gestalten, sieht Comte weitere Ursachen der sozialen Krisenphänomene. Bereits in seinen Frühschriften kommt sein Mißtrauen gegenüber einer relativistischen Anschauungsvielfalt zum Ausdruck, die er als «divagation la plus complète des intelligences» oder auch als «désorganisation spirituelle des peuples modernes»⁷ verwirft. Comtes Problem besteht offensichtlich darin, daß identische historische Erfahrungen in unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen verschieden interpretiert werden, obwohl sie dem gleichen wissenschaftlichen Ethos verpflichtet sind. Die perspektivisch und methodisch divergierenden Einzelwissenschaften sind deshalb nicht in der Lage, ein widerspruchsfreies und ganzheitliches Bild der gesellschaftlichen Ordnung zu geben. Comte kann in der Konkurrenz unter-

⁶ Über die Erfolge der Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert und den Umfang ihrer Ausstrahlung auf Kunst und Literatur berichtet beispielsweise Gerhard C. Gerhardt. Er spricht in diesem Zusammenhang unter anderem von der «toute-puissance du modèle biologique au XIX^e siècle» (Cf. Gerhard C. Gerhardt, ‚Balzac et le modèle biologique: Quelques interférences entre le discours scientifique et le discours poétique au XIX^e siècle«, in: *Œuvres et critiques. Revue internationale de la réception critique des œuvres littéraires de langue française* XI(1986), p. 274).

⁷ Cf. A. Comte, ‚Considérations sur le pouvoir spirituel‘, op. cit., p. 367sqq.

schiedlicher Wirklichkeitsdeutungen kein positives, dynamisches Element des gesellschaftlichen Wandels, sondern ausschließlich eine Ursache umfassender sozialer Desorientierung erkennen. Sein Desiderat ist demgegenüber die wissenschaftlich-homogene und logisch-folgerichtige Gesamtdarstellung der bestehenden Verhältnisse auf allgemeinverbindlicher Grundlage. Dieser «ideologische» Pluralismus in den Wissenschaften selbst ist für Comte nun bemerkenswerterweise nicht das Ergebnis, sondern eine der Ursachen der sozialen Krise. An dieser Stelle wird greifbar, welche Bedeutung Comte den Wissenschaften mit Blick auf die politische Ordnung der Gesellschaft beimißt: Verfehlte wissenschaftliche Deutungen und «pluralistische Desorientierung» sind zum großen Teil für die sozialen Krisenerscheinungen verantwortlich. Diesen Voraussetzungen entsprechend kann nur eine Neustrukturierung innerhalb der Wissenschaften zur Lösung der Krise beitragen. – Obwohl Comte ein erklärter Gegner jeder Form von Pluralismus ist, erläutert er doch die historischen Gründe des Nebeneinanders nicht zum Ausgleich gebrachter Erklärungsmodelle im sogenannten Dreistadiengesetz.⁸ Dieses definiert drei histori-

⁸ Die geschichtliche Abfolge globaler gesellschaftlicher Erklärungsmodelle beschreibt Comte als Sukzession drei deutlich voneinander unterschiedener Epochen, die er als «état théologique», «état métaphysique» und als «état positive» bezeichnet. Innerhalb dieses von der Forschung als «Dreistadiengesetz» bezeichneten geschichtsphilosophischen Modells sind sowohl das theologische als auch das metaphysische Zeitalter dadurch geprägt, daß beliebige Phänomene auf ihren Ursprung bzw. ihre Ursachen hin untersucht werden: Ein Gegenstand gilt dann als erkannt, wenn seine Ursache erklärt sind. Comte kritisiert an diesem Verfahren vor allem, daß die entstehenden Kausalketten offen bleiben müssen und deshalb in einer Gottesvorstellung aufgehen, die rein spekulativ bleibt. – In der zweiten Epoche, von Comte als «metaphysisch» bezeichnet, gibt es nur einen begrenzten Erkenntnisfortschritt. Insofern, als auch sie die Phänomene ursächlich erklärt, steht diese Übergangsperiode nur dadurch über der ersten Stufe, weil sie die es produzierende Kraft in das Objekt selbst legt und damit der Empirie größeren Stellenwert einräumt. – Erst im Zeitalter des «Positivismus», der dritten und endgültigen Stufe, in der die Geschichtsphilosophie kulminiert und zum Stillstand kommt, wird die diachronische Perspektive der Ursachenforschung aufgegeben und durch synchronische Untersuchungen von Zusammenhängen bzw. Strukturen ersetzt. – Obwohl Comte erhebliche Vorbehalte gegenüber der theologischen und metaphysischen Methode anmeldet, räumt er doch ein, daß beide Epochen in der Lage waren, gesellschaftliche Erfahrungen sinnhaft zu systematisieren. In unserem Zusammenhang zeigt das «Dreistadiengesetz», welchen Anspruch Comte an wissenschaftliche Erklärungsmodelle richtet: Es soll in erster Linie gesellschaftliche Orientierungsmuster bereitstellen und soziale Sinnerfahrung ermöglichen. Weitere wichtige Untersuchungen zur Bedeutung des «Dreistadiengesetzes» für Comtes Wissenschaftstheorie und insbesondere zum Theorem, daß die geschichtsphilosophische Entwicklung im Positivismus zu ihrem Ende kommen soll, bei: P. Kellermann, *Kritik einer Soziologie der Ordnung. Organismus und System bei Comte, Spencer und Parsons*, op. cit., p. 30sq.; P. Arrousse-Bastide, *Auguste Comte*, op. cit., p. 22sq. und M. G. Hawkins, *Reason and sense perception in Comtes theory of mind*, op. cit., p. 152sq.

sche Großepochen, die nach ihren jeweiligen Interpretations- und Rechtfertigungsmustern gesellschaftlicher Wirklichkeit unterschieden werden. Comte bezeichnet sie als «theologisches», «metaphysisches» und «positives Zeitalter». Die beiden ersten globalen Deutungssysteme konnten die soziale Lebenswelt nur deshalb rechtfertigen, weil sie diese unter einem einheitlichen Gesichtspunkt erfaßten und nicht gegen konkurrierende Interpretationen anzutreten hatten. In diesem Sinn würdigt Comte durchaus die historische Leistung der theologischen und metaphysischen Epoche, denen vergleichbare Krisen zwangsläufig fremd bleiben mußten. Der entscheidende Bruch an der Grenze zur Moderne besteht darin, daß sich die Einheitlichkeit gesellschaftlicher Sinnerfahrung aufgelöst hat. Im «positiven» Zeitalter gelten zunächst mehrere konkurrierender Deutungsmuster, die die gesellschaftliche Wirklichkeit unterschiedlich darstellen. Bereits zu Beginn seines «Cours de philosophie positive» kritisiert Comte die dadurch verursachte Desorientierung seiner Zeitgenossen und führt sie auf das Nebeneinander unterschiedlicher Sinnerfahrungen zurück, da neben den neuen «positiven» Deutungsmustern die alten «theologischen» und «metaphysischen» Erklärungen weiter bestehen:

[...] le désordre actuel des intelligences tient, en dernière analyse, à l'emploi simultané des trois philosophies radicalement incompatibles: la philosophie théologique, la philosophie métaphysique la philosophie positive. Il est clair, en effet, que si l'une quelconque de ces trois philosophies obtenait en réalité une prépondérance universelle et complète, il y aurait un ordre social déterminé, tandis que le mal consiste surtout dans l'absence de toute véritable organisation.⁹

Um die gesellschaftliche Krise zu überwinden, ist es für Comte überraschenderweise nicht zwingend erforderlich, daß sich die positive Wissenschaft gegenüber ihren historischen Vorläuferinnen durchsetzt, sondern einzig, daß die Konkurrenz und Gleichzeitigkeit verschiedener Deutungen aufgehoben und in ein einheitliches Erklärungsschema überführt wird. Die politische Leistung der traditionellen Systeme gesellschaftlicher Sinnerfahrung bestand demzufolge in ihrem Vermögen, das gesellschaftliche Ganze sinnhaft zu beschreiben.¹⁰ Unter diesem Aspekt waren sowohl

⁹ Cf. Id., *Cours de philosophie positive (Première leçon)*, op. cit., Bd. 1, p. 41. Offenbar ist die zeitliche Abfolge der drei Epochen kein kontinuierlicher Prozeß mit eindeutig fixierten Epochenschwellen, sondern ein vielschichtiger Prozeß mit zahlreichen Interferenzen. Durch die Annahme dieser Gleichzeitigkeit kann Comte schlüssig begründen, weshalb der Endpunkt der historischen Entwicklung – das positive Zeitalter – noch nicht erreicht ist, obwohl die metaphysische Epoche bereits weitgehend der Vergangenheit angehört.

¹⁰ Hans-Ulrich Gumbrecht und Friederike Hassauer geben eine verbreitete Forschungsmeinung wieder, wenn sie feststellen: «Oberstes Ziel der positivistischen Beschreibung war deshalb für die ganze Vielfalt neuer Wissenschaften im 19. Jahrhundert die Ablösung metaphysischer Spekulation.» (H.-U. Gumbrecht/ F. Hassauer: «Emile Zola», in: W.-D. Lange (ed.), *Französische Literatur des 19. Jahrhunderts*, Bd. III (Naturalismus und Symbolismus), Heidelberg: Quelle

die <Theologie> als auch die <Metaphysik> in den ihnen zugeordneten historischen Perioden erfolgreich. Ihr Ausschließlichkeitsanspruch gilt Comte als Voraussetzung für ihren sozialen Einfluß. Hieraus folgt keineswegs, daß die drei Stadien hinsichtlich ihrer Erkenntnis gleichwertig sind. Lediglich unter politischem Aspekt erweisen sie sich als in gleichem Maße folgenreich. Erst der Relativismus konkurrierender Erklärungsmodelle führt zum normativen Orientierungsverlust und zur sozialen Krise. Problematisch wird die Situation also erst dann, wenn theologische und metaphysische Erklärungen als Muster gesellschaftlicher Sinnerfahrung im 19. Jahrhundert neben dem wissenschaftlichen Paradigma politisch weiter wirken.

Das Nebeneinander unterschiedlicher Modelle gesellschaftlicher Sinngebung erzeugt eine normative Desorientierung, die durch die wissenschaftliche Ausdifferenzierung und disziplinäre Spezialisierung zusätzlich verstärkt wird, weil die wissenschaftlichen Antworten auf die zentralen politischen Fragen variieren. Mangelnde Sinngebungskompetenz und fortschreitende Spezialisierung in den Wissenschaften sind für Comte komplementäre Prozesse, die sich wechselseitig potenzieren: Sie sind zwei Seiten des gleichen Phänomens. Das historische Erklärungsmodell des Dreistadiengesetzes macht verständlich, warum die Gesellschaft in unterschiedliche Wissensbereiche zerfällt und innerhalb der Einzelwissenschaften nur noch partiell analysiert werden kann. Auf diese Weise können die zeitgenössischen Wissenschaften, ihrer Aufgabe, gesellschaftlichen Sinn zu produzieren, nicht mehr gerecht werden. Comte zieht daraus den Schluß, die moderne Aufsplitterung der Wissenschaften in isolierte Fachdisziplinen als artifiziell zurückzuweisen¹¹ und versucht, die einzelnen Wissensbereiche durch eine gemeinsame <positivistische> Methode erneut zusammenzuführen. Die verlorene Ganzheitlichkeit des Erfahrungsgegenstands soll über die Einheit der Methode in der Wissenschaft wieder hergestellt werden. Sie bildet die Voraussetzung, unter der gesellschaftlicher Sinn wieder formuliert und Einfluß auf die zerrütteten sozialen Verhältnisse genommen werden kann. Erst die neue Einheitswissenschaft kann eine ganzheitliche Perspektive formulieren, unter der eine geschlossene Darstellung und Kritik gesellschaftlicher Verhältnisse möglich wird.

und Meyer 1980, p. 213). – Entgegen dieser Auffassung belegt die oben zitierte Passage, daß Comte das Verhältnis von Metaphysik und positiver Philosophie differenzierter betrachtete und daß er zumindest die politischen Leistungen der Metaphysik schätzte. Seine Kritik richtet sich unter politischem Aspekt auf die Vielfalt und nicht auf den einzelnen Modus der Beschreibung sozialer Verhältnisse.

¹¹ «En effet, les divisions que nous établissons entre nos sciences, sans être arbitraires, comme quelques-uns le croient, sont essentiellement artificielles. En réalité, le sujet de toutes nos recherches est un; [...]» (Cf. A. Comte, *Cours de philosophie positive (Première leçon)*, op. cit., Bd. 1, p. 24).

Dazu entwickelt Comte eine Strategie, die sowohl das Problem relativistischer Anschauungsvielfalt als auch die Ausdifferenzierung spezialisierter Wissensbereiche berücksichtigt. Nur auf der Grundlage einer neuen einheitlich-wissenschaftlichen Erklärung der gesellschaftlichen Lebenswelt sei es möglich, die sozialen Krisenphänomene zu überwinden. Natürlich erkennt Comte die Vorzüge wissenschaftlicher Spezialisierungen durchaus an; dennoch zieht er den Schluß, daß die einzelnen Fächer aufgrund ihrer begrenzten Erfahrungshorizonte und ihrer methodischen Spezifikation nicht mehr in der Lage sind, globale Strukturen zu erkennen und damit gesellschaftliche Sinnpotentiale zu erschließen. Weil die wissenschaftliche Differenzierung wesentlich durch unterschiedliche Verfahren entsteht, liegt es nahe, die einzelnen Disziplinen und Fächer durch eine übergreifende Methode zusammenzuführen, die – der historischen Situation angemessen – als *«positive Methode»* eingeführt wird. Mit ihr soll die wissenschaftliche Differenzierung theoretisch überbrückt und als einheitliche und sinnstiftende Gesamtdarstellung gesellschaftlich fruchtbar gemacht werden. Die *«positive Methode»* beruft sich auf wissenschaftliche Rationalität, von der aus *«Gesellschaft»* erneut als ganzheitlicher Bereich thematisiert und – gemäß dem Comteschen Grundsatz der Einheit von Wissen und Handeln – verändert werden kann.

Für Comte sind wissenschaftliche Erfahrung und politisches Handeln untrennbar miteinander verknüpft. Nur wenn es gelingt, zu einer einheitlichen Gesamterklärung der gesellschaftlichen Wirklichkeit zu gelangen, kann die politische Krise überwunden werden. In der Anwendung dieses Programms zeigen sich jedoch rasch Probleme, die Comte in seinen *«Considérations sur les sciences et les savants»* (1826) nicht etwa aus der Unangemessenheit von Erfahrungsmethode und Erfahrungsgegenstand oder aus der ideologischen Vermittlung seines Wissenschaftsbegriffs, sondern aus dem begrenzten menschlichen Erfahrungshorizont, d.h. aus massiven kognitiven Defiziten ableitete:

La méthode positive est la plus sûre dans sa marche, et même la seule sûre; mais elle est en même temps la plus lente, et, par cette raison, nullement convenable à l'enfance de l'esprit humain.¹²

Die *«positive Methode»* ist aufgrund ihrer universellen und fächerübergreifenden Anwendbarkeit für das 19. Jahrhundert als einzige in der Lage, globale Sozialstrukturen zusammenhängend und systematisch darzustellen. Sie überwindet die partielle Analyse sozialer Einzelphänomene in den Teildisziplinen und erschließt damit eine neue Qualität sozialer Analytik. Zugleich steht sie mit ihrem Bezug auf wissenschaftliche Rationalität über der pluralistischen Deutungsvielfalt und entgeht der Gefahr des Relativismus. Trotz ihrer theoretischen Vorzüge und ihrer spezifischen

¹² A. Comte, *«Considérations philosophiques sur les sciences et les savants»*, in: id., *«Ecrits de jeunesse 1816–28»*, op. cit., p. 326.

Darstellungsqualitäten steht die ‹positive Methode› aber offensichtlich in einem Spannungsverhältnis zum menschlichen Erfahrungshorizont. Comte spricht von einem Unbehagen, das jeder verspürt, der den relativ langwierigen ‹Umweg› der Methode zum ersten Mal wählt. Insofern die ‹positive Methode› keinen schnellen Erkenntnisfortschritt erlaubt, kann sie die primäre Neugierde und Ungeduld der Menschen nicht befriedigen. Comte befürchtet daher, daß sie von der Mehrzahl seiner Zeitgenossen abgelehnt wird. Zugleich steht für ihn jedoch außer Frage, daß gesellschaftliche Totalität nur durch die ‹positive Methode› – wie ehemals durch Theologie und Metaphysik – zugänglich wird und sinnhaft formuliert werden kann. Sie verknüpft die spezialisierten Einzeldisziplinen auf der Grundlage der übergreifenden wissenschaftlichen Rationalität und erlangt durch sie – neben der objektivierenden Distanz zum Erfahrungsgegenstand – die erforderliche Allgemeinheit, um Aussagen über das gesellschaftliche Ganze machen zu können. Ihr einziger allerdings schwerwiegender Nachteil besteht darin, daß sie offensichtlich anthropologische Voraussetzungen verfehlt, so daß ihr politischer Erfolg – die Bewältigung der sozialen Krise – fragwürdig wird. Die ‹enfance de l'esprit humaine»¹³ verhindert die Realisierung eines neuen Wissenschaftssystems, das so an der Unvereinbarkeit von Methode und humanen Erfahrungsstrukturen zu scheitern droht.

Vor dem Hintergrund der kognitiven Defizite des Menschen wird Comtes optimistische Zukunftserwartung problematisch, denn die Überwindung der Krise in den gesellschaftlichen Verhältnissen setzt voraus, daß die ‹positive Methode› Eingang in die wissenschaftliche Praxis findet. Geschieht dies aufgrund eines in der Natur des Menschen liegenden Mißtrauens oder Unbehagens nicht, ist der gesellschaftsbezogene Anspruch auf Sinnggebung und politische Veränderung gefährdet. – Die Frage, wie sich die ‹positive Methode› unter den Bedingungen weitreichender kognitiver Defizite überhaupt entwickeln konnte, wird von Comte nicht explizit gestellt. Abgesehen davon, daß die Frage nach dem Ursprung vernachlässigt wird, treten hier zwei Aspekte des Comteschen Wissenschaftsbegriffs deutlich hervor: Zum einen muß er der Methode den Vorrang vor der Anthropologie geben, wenn er am globalen Darstellungs- und Sinnggebungsauftrag der Wissenschaften festhalten will.¹⁴ Zum anderen wird das Spannungsverhältnis zwischen beiden durch die Kindheitsmetapher

¹³ Neben der ‹enfance» ist die ‹faiblesse de l'esprit humaine» ein geläufiger Topos in Comtes Schriften. Sie wird in verschiedenen Zusammenhängen immer wieder für die Probleme der positivistischen Methode in unterschiedlichen Wissenschaftsbereichen verantwortlich gemacht. Bemerkenswerterweise bezieht Comte auch sich selbst in diese Kritik ein, etwa wenn er die ‹insuffisance de mes (d. i. Comte selbst, F. W.) forces intellectuelles» beklagt (Cf. A. Comte, *Cours de philosophie positive (Première leçon)*, op. cit., Bd. 1, p. 46).

¹⁴ Cf. ib., Bd. 1, p. 4.

von vornherein in einem Entwicklungsschema aufgehoben, das die Unvereinbarkeit historisch relativiert: Im Unterschied zur Methode, die den Endpunkt wissenschaftsgeschichtlicher Entwicklungen markiert, sind die anthropologischen Voraussetzungen als dynamisch und historisch veränderlich zu denken: Die Anthropologie ist mithin in der Lage, sich der Methode anzupassen.

Innerhalb seines historischen Modells bestimmt Comte die defizitären Erfahrungsstrukturen des Menschen demnach als entwicklungsfähig, und er könnte theoretisch an seiner optimistischen Zukunftserwartung festhalten. Dennoch kommt er immer wieder auf die massiven kognitiven Defizite zurück. Bereits in seinem Hauptwerk *«Cours de philosophie positive»* (1830–1842), dessen erste Bände also bereits wenige Jahre nach den *«Considérations philosophiques»* veröffentlicht wurden, greift er das problematische Verhältnis von Anthropologie und Methode erneut auf und präzisiert zugleich seine Haltung. Als Fernziel der positiven Wissenschaftsmethode wird auch hier gefordert, die methodischen Spezialisierungen der einzelnen Wissensbereiche aufzugeben und den globalen Erklärungen der *«positiven Methode»* (*«explication universelle de tous les phénomènes par une loi unique»*) zu folgen. Zugleich jedoch gilt die Realisierung als unwahrscheinlich (*«éminement chimérique»*). An dieser Stelle bekommt die Unvereinbarkeit von menschlicher Erfahrungskapazität und Methode insofern eine neue Qualität, als es sich nicht mehr um ein Problem historischer Ungleichzeitigkeit, sondern vielmehr um eine strukturelle Unvereinbarkeit handelt: *«Je crois que les moyens de l'esprit humain sont trop faibles, et l'univers trop compliqué pour qu'une telle perfection scientifique soit jamais à notre portée, [...]»*.¹⁵ Comte geht offensichtlich nicht mehr davon aus, daß der Gegensatz durch langfristige Anpassungsprozesse des menschlichen Verstandes ausgeglichen werden kann. Die systematisch-zusammenhängende Betrachtung der Gesellschaft als Ganzer bleibt ein Desiderat, das unter rein wissenschaftsmethodischem Aspekt zwar erreichbar erscheint, vom menschlichen Intellekt jedoch nicht nachvollzogen werden kann. Zwar kann die positive Methode eine universalistische Gesamtdarstellung der sozialen Verhältnisse geben, doch entzieht sich ihr Sinngehalt aufgrund der enormen Komplexität der menschlichen Erfahrung. Sie kann nicht nachvollzogen werden und bleibt deshalb ohne praktische Konsequenzen für das politische Handeln: Die soziale Krise dauert an.

Über die kognitiven Defizite hinaus nennt Comte damit noch ein zweites Problem, das der Formulierung einer systematischen Gesellschaftstheorie im Wege steht: die Komplexität der zeitgenössischen Gesellschaft. Kognitive Defizite und gesellschaftliche Komplexität stehen nicht mehr für eine vorübergehende Insuffizienz, sondern markieren die

¹⁵ Ib., Bd. 1, p. 44.

definitiven Grenzen des wissenschaftlichen Erfahrungshorizonts. Das Problem der ‹positiven Methode› spitzt sich hierdurch insofern zu, als der Zwiespalt von Methode und Anthropologie unüberbrückbar zu werden droht und die gesellschaftliche Komplexität die Ausdifferenzierung unterschiedlicher Wissensbereiche zu bestätigen scheint. Damit jedoch würde der gesellschaftliche Anspruch der ‹positiven Methode› endgültig gegenstandslos.

Um an dem Ziel, die Gesellschaft des 19. Jahrhunderts mit einer systematischen Sozialtheorie darzustellen und die postulierte Einheit von Wissen und Handeln zu realisieren, festhalten zu können, muß die wissenschaftliche Methode mit den subjektiven Voraussetzungen vermittelt werden. Wenn es nicht möglich ist, den Zwiespalt auszugleichen, werden die Einzelwissenschaften ihre spezifischen Verfahren nicht aufgeben, und Comtes Wissenschaftsmodell, das Theorie und Praxis miteinander verknüpft, muß zwangsläufig scheitern. Dem angestrebten Ausgleich sind freilich von vornherein bestimmte Grenzen gesetzt: Weil sich die ‹positive Methode› auf eine als unveränderlich bestimmte wissenschaftliche Rationalität beruft, bietet sie keinen Vermittlungsspielraum. Lediglich das wissenschaftliche Subjekt, dessen Anthropologie historischen Wandlungsprozessen unterworfen sein soll, bietet die Möglichkeit der Vermittlung. Aus diesem Grund appelliert Comte in seinem ‹Cours de philosophie positive› direkt an die kleine Gruppe von Sozialwissenschaftlern (*science sociale*) und beschwört sie, ihre subjektiven und intellektuellen Voraussetzungen der modernen wissenschaftlichen Methode so weit wie möglich anzupassen:

L'immense lacune fondamentale que laisse, évidemment, dans le système général de la philosophie positive, le déplorable état d'enfance prolongée où languit encore la science sociale, devrait suffire, sans doute, pour rendre hautement irrécusable, à toute intelligence véritablement philosophique, la stricte nécessité d'une entreprise destinée à imprimer enfin à l'esprit humain, si bien préparé déjà à tous autres égards, ce grand caractère d'unité de méthode et d'homogénéité de doctrine, [...]¹⁶

Am Beispiel der Gesellschaftswissenschaften zeigt Comte beispielhaft die Möglichkeit einer Vermittlung von Subjekt und Methode. Aufgrund der gesetzten Unveränderbarkeit der wissenschaftlichen Logik fordert er die Wissenschaftler auf, ihre anthropologisch begründeten Vorbehalte gegenüber der neuen, systematischen Wissenschaft abzulegen. Mit seiner Forderung, die verbreitete Skepsis gegenüber der rationalen Systematik aufzugeben, erhofft sich Comte die Kompatibilität von Subjekt und Methode und damit die Möglichkeit, theoretisches Wissen unmittelbar in die gesellschaftliche Praxis einfließen zu lassen. Zugleich wird auf diese Weise der Vorrang der Methode vor dem Subjekt endgültig festgeschrieben. Dieser

¹⁶ A. Comte, *Cours de philosophie positive*, op. cit. Bd. 4, p. 4.

neue Wissenschaftsbegriff setzt zwar einige Eigenschaften des Wissenschaftlers voraus, die er entweder von sich aus mitbringen muß (*intelligence véritablement philosophique*) oder im Rahmen einer «wissenschaftlichen Sozialisation» erwirbt (*si bien préparé déjà à tous autres égards*), er hat sich jedoch von anthropologischen Voraussetzungen weitgehend gelöst und ist nur auf die wissenschaftliche Rationalität verpflichtet.

Im Rahmen dieser einseitigen Vermittlung, bei der das Erfahrungssubjekt völlig hinter die Methode zurücktritt, ergibt sich das Problem, daß die systematische Wissenschaft die Sache weniger «Spezialisten» ist und den meisten Menschen verschlossen bleibt. Gesellschaftliche Totalität ist damit jedoch nur für diejenigen Wissenschaftler erfahr- und darstellbar, die in der Lage sind, die kognitiven Defizite zu überwinden und sich konsequent der methodischen Rationalität zu unterwerfen. Indem Comte Methode und Subjekt in der Weise vermittelt, daß das Subjekt nahezu völlig verschwindet, erklärt er zugleich die Darstellung globaler Gesellschaftsstrukturen zur Angelegenheit weniger Spezialisten, die die anthropologische Entwicklungsstufe des 19. Jahrhunderts (*enfance de l'esprit humaine*) antizipatorisch durchbrechen und der sozialen Komplexität systematisch Herr werden. Im Zuge dieser einseitigen Vermittlung kann Comte zwar an der Möglichkeit zusammenhängender und sinnstiftender Erfahrung festhalten, doch gefährdet er zugleich die behauptete Einheit von wissenschaftlicher Theorie und gesellschaftlichem Handeln. Die kleine Gruppe «positiver» Wissenschaftler kann die moderne Gesellschaft zwar systematisch darstellen, doch sind ihre Erfahrungen und ihre Ergebnisse zwangsläufig folgenlos für die soziale Praxis, weil sie der Mehrheit der Gesellschaft verschlossen und unverständlich bleiben. Die durch sie vollzogene Sinnstiftung erreicht damit nur eine kleine soziale Elite und kann gesellschaftliches Handeln nicht motivieren. Comtes Vorschlag verdeutlicht, daß die Unvereinbarkeit von Subjekt und Methode offensichtlich nicht durch einseitige Entscheidung gelöst werden kann: Würde er sich mit den kognitiven Defiziten in den Wissenschaften arrangieren, gäbe er zugleich den Auftrag zur systematischen Gesellschaftsdarstellung für die «positive Methode» auf; postulierte er hingegen den alleinigen Sieg wissenschaftlicher Rationalität, wären seine Analysen der gesellschaftlichen Krisensymptome politisch irrelevant und praktisch gegenstandslos. Auch der «Vermittlungsvorschlag» des «Cours de philosophie positive», die Durchführung der neuen Wissenschaftssystematik in die Hände einer kleinen Gruppe zu legen, bleibt unbefriedigend. Zwar kann er so die Einheit der Wissenschaften behaupten und damit die Voraussetzungen schaffen, die Gesellschaft sinngemäß zu erklären, doch bewirkt der sozial begrenzte Zugang zu den methodischen Erfahrungen seinerseits neue Ausdifferenzierungen in wissenschaftliche Experten und Laien, die die Erklärungen gesamtgesellschaftlich folgenlos werden lassen. Um seinem Ziel, den normativen Orientierungsverlust und die gesellschaftli-

che Krise zu überwinden, näherzukommen, bedarf es der universellen und einheitlichen Analyse der Gesellschaft, die nur unter wissenschaftlichen Aspekten möglich zu sein scheint. Diese Beschreibung ist jedoch so hochgradig komplex, daß sie aufgrund kognitiver Defizite nicht nachvollzogen werden kann. Ihr hoher Abstraktionsgrad verhindert, daß sie sich auf lebens- und alltagsweltliche Erfahrungen übertragen läßt, wodurch sie praktisch folgenlos bleibt. Gefordert ist damit die Vermittlung von positiver Methode und subjektiver Erfahrung, die nur in einem Dritten stattfinden kann.

Die spezifische Leistung wissenschaftlich-methodischer Erfahrung tritt im Vergleich zu früheren Stadien gesellschaftlicher Deutungen hervor. Comtes Dreistadiengesetz beschreibt die geschichtliche Stufenfolge theologischer, metaphysischer und positiver Erklärungsmodelle, deren gemeinsame Absicht darin besteht, gesellschaftliche Zusammenhänge umfassend zu erklären und sinnstiftend zu interpretieren. Gegenüber den ersten beiden Epochen haben die Wissenschaften des 19. Jahrhunderts den Vorzug, ihren Gegenständen distanziert zu begegnen und methodische Verfahren an die Stelle subjektiver Spekulation treten zu lassen. Ihr methodischer Anspruch garantiert die intersubjektive Geltung positiver Erklärungen. Diesem Vorzug ‹positiver› Wissenschaft stehen nach Comte aber auch eine Reihe von Defiziten gegenüber, die ihre Möglichkeiten, soziale Krisen zu bewältigen, einschränken. Abgesehen von der Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Deutungssysteme in Comtes Gegenwart, besteht ihr Nachteil in ihrer immanenten Auffächerung in zahlreiche Einzeldisziplinen, denen globale Strukturen und die Legitimität sozialer Ordnungen verschlossen bleiben. Dieser Zersplitterung antwortet die ‹positive Methode› auf der Grundlage der systematischen Rationalität, die die Fachwissenschaften miteinander verknüpft, ohne freilich die Vorzüge wissenschaftlicher Spezialisierungen aufzugeben. Comte ordnet die einzelnen Disziplinen nach ihren jeweiligen Erfahrungsbereichen und stellt die ‹soziale Physik› (*physique social*) an die Spitze seiner Wissenschaftshierarchie, weil sie auf den Ergebnissen anderer Wissenschaften, wie Chemie und Physik, aufbaut und sie kumulativ in die Darstellung gesamtgesellschaftlicher Verhältnisse eingehen läßt. Die Vereinheitlichung der Wissenschaften ist für Comte also nicht gleichbedeutend mit der Entwicklung einer Einheitswissenschaft. Die Tatsache, daß eine Wissenschaftshierarchie, in der die unmittelbar gesellschaftsbezogenen Disziplinen an den Ergebnissen der Naturwissenschaften anknüpfen können, die strukturelle Identität von natur- und gesellschaftswissenschaftlichen Erfahrungen voraussetzt, soll an dieser Stelle nicht problematisiert werden.¹⁷ Von Inter-

¹⁷ In ihren Untersuchungen zur Klassifizierung der Wissenschaften bei Ernest Renan kommt Annie Petit in einem Vergleich mit Comte auch auf den problematischen Nexus von Natur- und Geisteswissenschaften zu sprechen. Ausgehend vom Begriff der ‹physique social› beschreibt sie treffend Comtes widersprüchli-

esse ist vielmehr die soziale Aufgabe der ‹positiven Methode›, die die Gesellschaft nicht nur sinnhaft interpretieren, sondern darüber hinaus nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten modifizieren soll. In diesem Zusammenhang steht die Forderung nach «*connaissance la plus exacte et la plus complète des lois de la nature*» gleichberechtigt neben der Forderung nach «*recherche de l'action que l'espèce humaine est appelée à exercer sur le monde extérieur [...]*».¹⁸ Wissenschaftliche Praxis erschöpft sich demzufolge nicht darin, die gesellschaftliche Lebenswelt zusammenhängend und sinnhaft darzustellen, sie trägt daneben zu ihrer praktischen Veränderung bei. Hierin zeigt sich eine wichtige Innovation des Comteschen Wissenschaftsbegriffs: Im Unterschied zu früheren Erfahrungsmodellen, wie der Theologie und der Metaphysik, deren gesellschaftliche Aufgabe darin bestand, gegebene soziale Ordnungen sinnhaft zu erklären und nachträglich zu legitimieren, ist es das Ziel der ‹positiven Methode›, die gesellschaftlichen Verhältnisse so zu analysieren, daß Kriterien einer zukünftigen, gerechten Sozialordnung festgestellt und in der Lebenswirklichkeit realisiert werden. Wissenschaftliche Erfahrung und politische Reform gehen dabei Hand in Hand. Die Wissenschaften im allgemeinen und die ‹soziale Physik› im besonderen haben damit einen eigentümlichen sozialen Status: Sie sind insofern unabhängig von der Gesellschaft, als ihre Darstellungen Produkte der objektivierenden Wissenschaftsrationa- lität sind; sie stehen zugleich aber auch in der gesellschaftlichen Pflicht, weil sie an politischen Umgestaltungsprozessen beteiligt sind. Im Rahmen dieses Wissenschaftsbegriffs kommt der ‹sozialen Physik› eine doppelte Funktion zu: zum einen stellt sie die gesellschaftliche Praxis auf der Grundlage rationaler Wissenschaftssystematik dar («*véritable explication du présent*»); zum anderen gestaltet sie sie politisch mit («*manifestation générale de l'avenir*»)¹⁹ Über die theoretische Erfahrungs- und Darstellungsfunktion (*connaissance und explication*) hinaus führt Comtes Wissenschaftsbegriff demnach praktische Implikationen (*action*) mit sich, die

che Haltung, derzufolge er einerseits die spezifischen Besonderheiten aller wissenschaftlichen Einzeldisziplinen bewahren möchte und sich andererseits von der «*conviction de l'unité de la recherche positive*» (Cf. A. Petit, *Renan et la classification des sciences*, op cit., p. 9sq.) leiten läßt.

¹⁸ A. Comte, *Considérations philosophiques sur les sciences et les savants*, op. cit., p. 331. – Der praktische Anspruch des Comteschen Wissenschaftsbegriffs zeigt sich besonders deutlich im häufig angesprochenen Erkenntnisverzicht hinsichtlich der Ursachen sozialer Prozesse: «[...] la philosophie positive, écartant toute recherche de la cause, quelle proclame inaccessible à l'esprit humain, s'attache uniquement à découvrir la loi, c'est-à-dire les rapports constants de similitude et de succession que les faits ont entre eux» (Cf. ebd., p. 330 u. 336). Comte zieht die Erkenntnis sozialer Gesetzmäßigkeiten in erster Linie deshalb der Ursachenforschung vor, weil sie ihm mit Blick auf praktische gesellschaftliche Veränderungen nützlicher erscheint.

¹⁹ *Ib.*, p. 335.

sie an der politischen Gestaltung zukünftiger Lebenswirklichkeit (*manifestation de l'avenir*) beteiligen.

Die Negation einer Wissenschaftskonzeption, die sich funktional auf objektive Darstellungen beschränkt, läßt sich in Comtes frühen Schriften ebenso nachweisen wie in seinem Spätwerk. Noch im *Discours sur l'ensemble du positivisme* (1848) heißt es mit Blick auf die soziale Verantwortung des Wissenschaftlers knapp: «Le positivisme se compose essentiellement d'une philosophie et d'une politique, qui sont nécessairement inséparables [...]».²⁰ Trotz der geforderten Einheit von wissenschaftlichen Erfahrungen und gesellschaftlichem Handeln sind die Voraussetzungen beider Bereiche deutlich voneinander getrennt. Im Unterschied zur bloß systematisch-rationalen Darstellung der Gesellschaft (*philosophie*), die die Angelegenheit weniger Spezialisten ist, setzt der Anspruch auf politische Gesellschaftsveränderungen (*politique*) voraus, daß die Resultate allgemein verständlich und einem größeren Publikum zugänglich sind. Nur unter der Bedingung, daß die wissenschaftliche Erfahrung einfach und plausibel dargestellt werden und allgemein verfügbar sind, ist es möglich, politische Veränderungen herbeizuführen und so der Sinnkrise Herr zu werden.

Im Zusammenhang dieser spezifisch *politischen* Ambitionen des Comteschen Wissenschaftsbegriffs kehrt die Unvereinbarkeit von Subjekt und Methode unter neuen Vorzeichen zurück. Während er in der wissenschaftlichen Praxis durch die Vorherrschaft der *positiven Methode* um den Preis sozialer Ausgrenzungen überwunden werden konnte, stellt er die politische Praxis des Comteschen Wissenschaftsbegriffs aus dem gleichen Grund vor scheinbar unlösbare Probleme. In seiner frühen Schrift *Plan des travaux scientifiques nécessaires pour réorganiser la société* (1822) widmete er sich ausführlich den Schwierigkeiten, denen die politischen Wirkungsabsichten infolge der kognitiven Defizite begegnen müssen, und beurteilte den gesellschaftlichen Handlungsspielraum der *positiven Methode* noch äußerst skeptisch:

La prétention de construire, d'un seul jet, en quelques mois, ou même en quelques années, toute l'économie d'un système social dans son développement inté-

²⁰ A. Comte, *Discours sur l'ensemble du positivisme*, op. cit., Bd. 7, p. 2. Die angestrebte Vereinigung von Wissenschaft und Politik läßt sich an zahlreichen Textstellen dokumentieren. Angesprochen sei an dieser nur ein Brief an Valat, in dem Comte seine Arbeit mit den Worten umreißt: «L'idée principale est, [...], que la politique doit aujourd'hui et peut devenir une science positive et physique, [...] que mon ouvrage a pour but de la faire ainsi; [...]» (Cf. A. Comte, *Lettres d'Auguste Comte à M. Valat (21.5.1824)*, in: Id., *Correspondance générale et confessions en 6 vol.* Textes établis et présentés par Paulo E. de Berrêdo Carneiro et Pierre Arnaud, Paris: Ecole Pratique des Hautes Etudes and Mouton 1973–1984, p. 91).